

Sie hob die Hand und berührte mit den Fingerspitzen vorsichtig den Farbauftrag, der gleichmäßig zersplittert wirkte. Das Krakelee war ein Zeichen des Alterungsprozesses, hervorgerufen durch die Luftfeuchtigkeit, der das Bild im Lauf der Zeit ausgesetzt gewesen war. Auf diese Weise sprach ein Kunstwerk zu seinem Betrachter. Als Studentin hatte Anna in den Semesterferien ein Praktikum im Louvre absolviert und die berühmtesten Gemälde der Kunstgeschichte aus nächster Nähe kennenlernen dürfen. Ein Erlebnis, das sie nie vergessen würde. Die Rückreise von Paris nach München auch nicht – während der nächtlichen Zugfahrt hatte sie nämlich Daniel kennengelernt ...

»Vergiss es!«, fauchte sie halblaut.

Es ergab wenig Sinn, sich zu schelten. Sie würde ihn ohnehin niemals vergessen. Immerhin hatte er ihr das größte Geschenk ihres Lebens gemacht – die kleine Emily, ihre Tochter, den wichtigsten Menschen, den es für sie gab.

Dass Daniel keinen Bezug zu dem Kind aufbauen wollte, obwohl sie immer wieder versucht hatte, aus ihm einen richtigen Vater zu machen, war ein anderes Thema. Ebenso, dass er auch nach einer turbulenten Beziehung und ihrer endgültigen Trennung vor drei Jahren weiter mit ihr ins Bett steigen wollte. Das war seine Version von Freundschaft. Dummerweise hatte sie selten die Kraft besessen, ihm zu widerstehen, zumal es keinen anderen gab. Es war ein Kreislauf: Sie konnte Daniel nicht vergessen, lernte aber niemanden kennen, weil ihr die Zeit für derart Privates als berufstätige, alleinerziehende Mutter fehlte, und auf eine Affäre mit einem Mann wie Rainer Bonhoff wollte sie sich nicht einlassen.

Sie nahm das Bild und drehte es vorsichtig um, darauf bedacht, dass der Farbaufstrich nicht durch den Holzbolzen der Staffelei beschädigt wurde. Das Siegel der Galerie Richardson fiel ihr sofort ins Auge, dann die verblasste Tinte mit dem Hinweis auf den Kunstsalon von Paul Cassirer. Die Lücke, die sich zwischen diesen beiden Signaturen auftat, erregte wieder Annas Neugier. In der Provenienz fehlten rund dreißig Jahre. Besonders seltsam erschien ihr dabei, dass das Werk bis heute als verschollen galt – obwohl es 1961 in London an den Sammler Philip Coleman verkauft worden war.

»Wo hast du dich versteckt?«, fragte sie das Gemälde. »Wer hat dich nach England gebracht? Warum diese Heimlichtuerei?«

BERLIN, 1946

3

Es war bitterkalt. Tagsüber wurde der Gefrierpunkt nicht mehr erreicht, und nachts fiel das Thermometer noch weiter. Um die Fenster abzudichten, hatten sie zusätzlich zur Verkleidung aus Pappe Zeitungspapier benutzt. Die Scheiben waren bei den Bombenangriffen gesprungen oder ganz aus den Rahmen gebrochen und hatten bisher nicht ersetzt werden können. So kroch der Frost fast ungehindert in das Zimmer – und sie besaßen nichts, um dem Einhalt zu gebieten.

Es mangelte an Kohlen, der Strom wurde nur für zwei Stunden pro Tag angestellt, und für Kamin und Brennhexe fehlte das Holz. Felicitas konnte sich kaum daran erinnern, wie es war, in einer warmen, geheizten Wohnung zu leben. Sie fror erbärmlich. Tante Grete hatte ihr zwar alle verfügbaren Decken gegeben, aber die Kälte drang ihr trotzdem bis auf die Knochen. Der Schüttelfrost tat ein Übriges. Doch daran war nicht nur das eisige Winterwetter schuld, sondern das Fieber, das seit Tagen ebenso unaufhaltsam anstieg, wie die Außentemperaturen fielen.

Grete drängte sie ins Krankenhaus, doch dorthin wollte sie nicht. Und ihre Tante wusste im tiefsten Inneren ihres Herzens, dass es so besser war. Es fehlte ihnen an Tauschwaren und an Geld, um die Behandlung oder gar einen Klinikaufenthalt zu bezahlen. Zwar ging Grete einer bezahlten Arbeit nach, aber als Mitarbeiterin der sogenannten Kunst-Schutz-Abteilung in der britischen Besatzungszone verdiente sie keine Summen, die für einen Großeinkauf auf dem Schwarzen Markt taugten. Mit Fees Auskommen als Küchenhilfe im Offizierskasino der amerikanischen Militärverwaltung kamen sie gerade über die Runden, auch wenn der Hunger ihr ständiger Begleiter war. Aber manchmal erlaubte ihr »Don« Luis, der mexikanisch-stämmige Küchenchef, ein paar Reste mitzunehmen. Allerdings blieb selten etwas von seinen vorzüglich zubereiteten Mahlzeiten übrig, denn der Appetit der Männer der *Berlin Brigade* war groß – die aßen alles auf.

Seit einer Woche jedoch musste Fee das Bett hüten. Sie war nicht besonders groß und immer sehr schmal gewesen, inzwischen war sie nicht mehr nur als dünn zu bezeichnen. Haut und Knochen sei sie, meinte Grete bekümmert, aber an der Not konnte sie natürlich nichts ändern.

Wenigstens dämpften die Hustenanfälle Fees Hunger. Ihre Lungenflügel drohten zwar zu zerreißen, und der Schmerz brannte in ihrer Brust, aber der Magen knurrte nicht mehr. Allerdings würde ihr abgemagerter Leib der Wucht der Anfälle wohl nicht mehr lange standhalten können.

Als Arztochter kannte sie die Symptome: Aus dem anfänglichen Schnupfen war eine Bronchitis erwachsen und daraus eine Lungenentzündung – mit absehbarem Ende: Ohne medizinische Hilfe würde sie ihren Eltern sicher bald in den Himmel folgen. Vielleicht gar nicht mal das Schlechteste. Sie war zwar noch nicht einmal achtzehn Jahre alt und hatte das Leben eigentlich noch vor sich, aber da sie nicht die geringste Ahnung davon besaß, wie die Zukunft aussehen könnte, war der Tod immerhin eine Alternative, über die es sich nachzudenken lohnte.

Durch die Nebelwand, die mit dem Fieber um ihr Gehirn waberte, drangen Fragen: Was würde aus ihrer Tante werden, wenn es sie nicht mehr gab? Würde Grete ganz allein zurechtkommen? Und Hans?! Wie würde ihr Jugendfreund fühlen, wenn er heimkehrte und feststellen musste, dass Fee nicht auf ihn gewartet hatte? Sie hatte es ihm doch versprochen!

Wieder dieser Husten ...

Ein Poltern drang von der Diele an ihre Ohren. Wahrscheinlich war das irgendwer von der ausgebombten Großfamilie, die in Brahms erhalten gebliebener wunderschöner Altbauwohnung einquartiert worden war. Hier war Fees Zuhause, seit sie denken konnte, in dem auch Grete Zuflucht gefunden hatte, nachdem ihr Wohnhaus in Charlottenburg in Flammen aufgegangen war. Für Fee war Gretes Vormundschaft ein Glück, denn so konnte sie in ihrer vertrauten Umgebung bleiben. Mit der Einquartierung hatten sie beide allerdings eher Pech.

Erst gestern hatte sich Frau Nowak beschwert, dass Fees Hustenanfälle durch die Wände zu hören waren und mindestens eines ihrer fünf Kinder weckten. Sie hatte sich diesen Lärm verboten, als könnte Fee etwas dafür.

Das Herumhüpfen ihrer Kleinen auf den Parkettböden war für die Kranke auch nicht immer leicht zu ertragen, aber das monierte diese natürlich nicht, dazu fehlte ihr die Kraft. Die fremde Frau benahm sich ohnehin, als hätte sie das Sagen. Das lag vielleicht daran, dass die Nowak den ganzen Tag über nach eigenem Gutdünken schalten und walten konnte, weil die eigentlich verantwortliche Hausherrin einer Arbeit nachging, die ihr wenig Zeit ließ, sich als Vermieterin zu profilieren.

Fee brach der Schweiß aus. Ihr blondes Haar klebte in fettigen Strähnen an ihrer heißen Stirn. Ganz automatisch schob sie einen Fuß unter den Decken hervor. Eisige Kälte umhüllte ihre Zehen und ließ sie erschauern.

»Es ist sehr nett, dass Sie mich nach Hause gebracht haben«, Gretes Stimme klang freundlich, ungewohnt aufgeräumt sogar, und ganz nah, als würde sie direkt vor der Tür stehen, »aber ab hier komme ich schon allein zurecht.«

»Unsinn«, widersprach ein Mann mit volltönendem Tenor, »ich helfe Ihnen. Der Sack ist viel zu schwer für eine Frau. Wohin soll ich ...?«

»Können Sie nicht leiser sein?!« Das war eindeutig das Geschrei der Untermieterin. Eine Tür klappte, dann: »Ich möchte doch sehr um Ruhe bitten, Fräulein Brahm, meine

Kinder schlafen, und ich finde nicht, dass Sie Herrenbesuch ... oh!« Irgendetwas hatte anscheinend der sonst so redseligen, aufdringlichen Person die Sprache verschlagen.

Mit angehaltenem Atem wartete Fee auf eine Fortsetzung des Protests, doch es blieb wundersamerweise still. War Frau Nowak tatsächlich verstummt? Unglaublich.

Fee nahm an, dass die Unterhaltung Teil eines Fiebertraums war. Reine Einbildung. Genauso wie die fremde Männerstimme, die so angenehm geklungen hatte wie der Gesang von Benjamino Gigli auf Gretes Lieblingschallplatte.

Die Zimmertür schwang auf.

Fee, die bis zur Nase zugedeckt war, spähte über das dicke Federbett mit dem verklumpten Inhalt – und traute ihren Augen nicht.

Ein hochgewachsener junger Mann in einer olivbraunen Uniform duckte sich unter dem Türrahmen hindurch. Er hatte offensichtlich schwer an einem Jutebeutel zu tragen, der Fee verdächtig nach einem Kohlensack aussah. Für einen Moment wusste sie nicht, was sie mehr überraschte: die Anwesenheit des attraktiven britischen Offiziers oder die Tatsache, dass Grete wertvolles Brennmaterial aufgetrieben hatte.

»Na, ist wohl etwas von dem Holz übrig geblieben, das im ganzen Land geschlagen und nach England geschickt wird«, zischte Frau Nowak im Hintergrund.

Der Unbekannte hatte den Vorwurf gehört. Er setzte den Sack ab und war offensichtlich im Begriff, sich für eine Erwiderung umzudrehen, als er des Bettaufbaus gewahr wurde und innehielt. Das Krankenlager erschien ihm wohl interessanter als ein Zurechtweisen der Untermieterin. Die meerblauen Augen wanderten von dem nackten Fuß, der unter der Decke hervorlugte, zu dem Kopf der Patientin, von der jedoch nicht viel zu sehen war – dafür sorgte Fee, als sie das Laken rasch höher zog. Sie wackelte nervös mit den Zehen und schämte sich für ihr Aussehen und die Situation, die ihre Tante dem ungewöhnlichen Gast zumutete – und ihr ebenso.

»Wir sind nicht auf Besuche eingerichtet«, erklärte Grete und warf die Tür hinter sich und dem fremden Mann ins Schloss. »Es tut mir leid. Früher waren unsere Verhältnisse nicht so beengt.«

Er rieb sich die Hände und zog die Schultern hoch. »Vermutlich war es früher auch erheblich wärmer bei Ihnen«, gab er mit einem breiten Grinsen in fast akzentfreiem Deutsch zurück. »Die Kohlen werden Ihre Stimmung im wahrsten Sinne des Wortes anfeuern. Und vielleicht schaut Ihre Nichte dann auch mal unter dem Federbett hervor ...«

Leichte Panik erfasste Fee, als er sich schlaksig auf ihr Lager zubewegte. Nicht, dass sie sich vor dem britischen Offizier gefürchtet hätte. Er sah sehr gut aus, war nett und jung. Doch genau das war das Problem: Ein weniger anziehender Mann hätte sie nicht so eingeschüchtert. In seiner Gegenwart fühlte sie sich noch kleiner und elender, als sie ohnehin schon war. Außerdem – was wollte er bei ihr? Die Decke requirieren?

»Guten Abend«, grüßte der Fremde.

Sie wünschte, er würde gehen und nicht so mitleidig auf sie herabsehen.

»'n Abend«, krächzte sie.

»Felicitas, das ist Captain Richardson«, stellte Grete vor.

Sie versuchte zu sprechen, doch stattdessen entrang sich ein neuerlicher Hustenanfall ihrer Kehle.

Captain Richardson wandte sich zu Grete um. »Der Kleinen geht es aber gar nicht gut. Haben Sie Medikamente?«

»Nein. Ich ... Nein.« Grete schüttelte den Kopf. »Ich habe neulich versucht, etwas Sulfonamid aufzutreiben, aber Sie wissen, wie das ist: Selbst Restbestände von Prontosil finden ihren Weg nicht mehr zu den Tauschmärkten.«

»Das beste Mittel gegen Infektionen ist heutzutage Penicillin.«

Grete senkte die Lider und schwieg.

»Waren Sie auf dem Schwarzen Markt?«, fragte Captain Richardson geradeheraus.

Fee hielt den Atem an, ihr Herzschlag beschleunigte sich. Er würde Grete anzeigen, wenn die Tante ihm die Wahrheit anvertraute. Deutschen, die beim Schwarzmarkthandel erwischt wurden, drohten Gefängnisstrafen.

»Ja«, erwiderte Grete leise. »Mir wurde Traubenzucker angedreht.«

»Hmmm. Ja. Ich weiß von diesen Fälschungen. Seit wir die Herstellung von Penicillin in Berlin möglich gemacht haben, kursieren Kopien. Dabei ist die Produktion erst vor zwei Wochen angelaufen. Es tut mir sehr leid, Fräulein Brahm, dass Sie an Kriminelle geraten sind.«

Offensichtlich beabsichtigte er nicht, Grete anzuzeigen. Wie ungewöhnlich! Fee schnaubte erleichtert. Was mochte Grete wohl mit diesem netten Engländer verbinden? Warum vertraute sie ihm? Fee erinnerte sich nicht, dass sie schon einmal über einen Captain Richardson gesprochen hatte.

»Ich wünschte«, hörte sie ihre Tante sagen, »Felicitas würde in ein Krankenhaus gehen, aber sie weigert sich. Wissen Sie, mein Bruder war Oberarzt an der Charité, und sie vertraut keinem anderen Mediziner als ihrem Vater, doch der kam ...«, Grete unterbrach sich, stockte, ihre Stimme schien sich verloren zu haben.

Sie erholte sich jedoch rasch und fuhr nach einer winzigen Pause ebenso beherrscht wie zuvorkommend fort: »Entschuldigen Sie, ich möchte Sie nicht mit unseren Privatangelegenheiten behelligen. Haben Sie herzlichen Dank, dass Sie mich nach Hause gebracht und mir beim Tragen geholfen haben.«

»Gern geschehen«, behauptete er, nickte in Fees Richtung und wünschte höflich: »Gute Besserung!«

Wahrscheinlich war sein Blick voller Mitleid, aber das sah sie nicht wirklich, weil sie die Lider gesenkt hielt, um nicht in diese leuchtenden meerblauen Augen schauen zu müssen. Solche Augen hatte sie noch nie gesehen. Jedenfalls nicht im Original, im Kino